

Ihre Lüge.

Lebensstöße von B. Herwi.

Hanne Schimmel hieß sie, die alle alte Näherin, die schon seit Jahrzehnten zu ihren bestimmten Kunden kam und überall wohl gelitten war. Ja, Alt und Jung hatte sie gern, selbst die Familienväter neigten sich mit ihr und amüßten sich über die verschämte Art, mit der sie die Scherze entgegen nahm, — die Frauen lobten ihren Fleiß, ihre Sauberkeit, die Kinder hörten gar zu gern zu, wenn sie erzählte; es waren nicht Märchen von Grimm, Andersen, auch keine von Beckstein, Müllers, nein, sie erdachte sich vieles, vermischte Phantasie mit Wirklichkeit, wählte Räubergeschichten von „Doktors Pudel“ und seinen Kunststücken, — liebliche Sagen aus ihrer Heimath, dem alten Masurden mit seinen dunklen Seen und grünen Wäldern, und dichtete selbst ihren treuen Begleitern, der großen Scheere und dem gelben, verbogenen Fingerhut, einen poetischen Ursprung an.

„Hanne, daß Sie nicht müde werden, immer wieder von vorn anzufangen, na und ihr Kinder, — es sind doch die alten Geschichten!“

„Die alten Geschichten,“ — das war's ja eben, geheißigt durch die Erinnerung, einer Generation nach der anderen erzählt, ob auch Doktors Pudel schon lange tobt, ob auch der Messingfingerhut längst durstlos war.

„Sie denkt sich was aus,“ sagten die artigen — „he lügt uns was vor,“ die ungläubigen Kinder.

„Lügen, um Gottes willen, über meinen Mund ist noch nie eine Lüge gekommen, soll auch nicht,“ so wehrte sie ab, und beleidigt, rebete sie an solchen Tagen kein Wort mehr, sondern schnitt mit doppeltem Eifer in die weißen Stoffe, aus denen sie die Hemdchen und Höschen machte.

Das war ihre Spezialität.

Aus den fröhen Händen gingen die zierlichsten Wäschestücken hervor, mit Spitzen und Stidereien besetzt, mit rosa Schleifen garnirt.

„Gott, wie das Engelen darin aussehen wird, nein, Frau Stadtrath, ich kann den Augenblick kaum erwarten, giebt's denn was Besseres als so ein Enabengewand vom Himmel, das man lieben und pflegen kann...?“

„Hanne, sie hätten heirathen müssen,“ sagten die Frauen, „Sie mit Ihrem lievollsten Gemüth und Ihrer Kinderzärtlichkeit.“

Dann zierete sich die alte Jungfer und sagte verächtlich:

„Na, es hat sich doch nicht so gemacht, Madamchen (an die moderne „gnädige Frau“ konnte sie sich nicht gewöhnen)... ein ehrbares Mädchen wird auch so gemacht.“

„Dabei müssen Sie mal hübsch gewesen sein, Hanne, das blonde Haar... Sie tragen es nur so verdreht mit den biden Wülsten und dem Puffschittel... aber früher...“

„Ja, früher, Madamchen, früher!“ Dann seufzte sie und kniff die wasserblauen, kleinen Augen hinter der großen, runden Brille, die sie seit einigen Jahren trug, zusammen.

Sie ging immer in schwarzen Kleidern. Dabei war es sonderbar, daß sie sich zum Weihnachtsfest, zu dem sie den Wunschzettel machen mußte, häufig farbige Stoffe wünschte, rot, blau, karriert.

„Aber, Sie tragen es doch nie! Hanne,“ sagten die Damen.

„Doch, doch,“ versicherte sie ängstlich, „immer am Sonntag und am Feiertag, und wenn ich in die Kirche gehe, und ich brauch's viel, ich trage leicht ab, nachher laß' ich's schwarz färben und heb's mir auf, und die Wätsch' dazu, das ist mal meine Freud,“ und wenn ich mal nicht mehr in die Häuser gebe, na, dann richt' ich mir allein die Stub' und die Wirthschaft ein...“

„So allein, Hanne?“ fragte ein ungeschickliches, warmherziges Wädelchen, „haben Sie denn kein Kind?“

Da fuhr sie auf, wie von der Tarantel gestoßen, blaß, zitternd, wuthereggt... „Wie die ungezogene Marzell nur darauf komme, ob man denn nicht wüßte, wer sie wäre...“

„Barbau, da lag die große Scheere am Boden, sie büdete sich, und als sie sich wieder aufrichtete, war sie dunkelroth im Gesicht.“

Die findliche Fragerin lief weinend davon. „Wie sie hatte nichts Böses dabei gedacht! — Ein lustiger Bub wollte sie in gute Laune versetzen.“ Hanne Schimmel, nedte er sie, „sieh mal, drüben, da steht der Aufsteher in der Stallthür und lacht immer her, der hat ein Auge auf Dich geworfen, mehr als ein Auge er nicht werfen, denn auf dem anderen ist er blind; er fährt bloß mit Schimmeln, daher wird er Dich wohl so lieben...“

„Grauschimmel,“ brummte ein Anderer in Varentese.

Aber in Ehren grau geworden, Junter Hans!

Als junges Mädchen war sie einmal im gräßlichen Hause gewesen, seitdem nannte sie alle Knaben, die sie mochte, Junter.

„Ich kann's mir wohl denken“, fuhr sie fort, indem sie ein reparirtes Hosenbeinchen gegen das Licht hielt, „daß er mich gern möchte. Ich könnt ihn gut bewaschen und benähen, aber, nein, meine Freiheit gebe ich nicht auf.“

„Jetzt guck er mehr nach oben“, rief der wilde Junge, „ach, er meint doch gewiß die alte Justine bei Professors!“ Nun träufelten die Lippen der Näherin. „Wenn ihm die gut genug ist!“ Und leise, unhörbar, daß Keiner sie verstehen konnte, außer der Hausfrau, die gerade herantreten war... „die hat wirklich ein Kind, einen großen Jungen, der kommt schon zum Schlosser in der Lehr!“

Und mit einem wahrhaft stolzen Ausdruck warf sie den Kopf zurück, den Kopf, der mittlerweile so grau geworden war, so dünn das Haar, daß es nur mühsam den Puffschittel abgab.

„... So war's Tag aus, Tag ein, Jahr aus, Jahr ein, von einem Haus in's andere, hier beim Hochzeitskleid, dort bei der Kinderaussteuer helfend, in ewigem Haß gegen die Nähmaschinen, die sie als schrecklichste Feindin betrachtete.“

„Ich nähe ebenso schnell“, behauptete sie, mindestens, und bei mir reißt nie ein Faden, denn ich wasch' ihn, na, und seine Servietchen und Taschentücher mit der Maschine genäht — geradezu häßlich, kommt auch wieder ab, darauf könnt' ich schwören, das ist nichts für die Dauer...“

Und wüthend packte sie die Schnittmuster in die große Tasche, auch die Butterbrode, Äpfel, und was sie sonst noch bekam, dazu... sie sah so wenig, es wunderte sich Jeder darüber.

„Mein Appetit kommt erst so nach Jahn“, erklärte sie, „dann sitz' ich zu Haus bei der Lamp' und lese und verzeir' all die guten Dinge... verlassen Sie sich darauf, 's kommt alles in meinen Mund.“

Von einer großen Furcht war sie schon in allen Jahren beherrscht worden, von der Furcht, krank zu werden und in ein Hospital zu kommen. So zerbrechlich der Körper auch ausfiel, so tapfer und widerstandsfähig hatte sie sich bis jetzt gehalten; nur war sie müde geworden, nach Tisch schlief sie häufig bei der Arbeit ein, auch konnte sie die Nadel nicht mehr so schnell führen; sie wollte es verbergen, strengte sich desto mehr an, aber die rothen abgegritzelten Flecke auf den mageren, gelben saligen Wangen, ein kurzer Husten, ein selbstamer Glanz in den blaßblauen Augen — das sprach immer deutlicher von ihrem Leiden.

„Nur nicht krank werden, großer, allgütiger Gott, nur nicht krank werden!“ so betete sie inbrünstig, wenn man sie theilnehmend fragte; sie leugnete ihr Lebelbefinden, so lange es ging, und als sie doch endlich nicht mehr ausgehen konnte und zu Hause sich herum-schleppte, da rief sie einmal über das andere: „Nur kein Fieber bekommen, alles andere, nur kein Fieber...“ Da ist man seiner nicht mehr mächtig, da schwächt man so viel Unsinns und so viel unwahres Zeug; dann denken die Andern, es sei wahr, und wundern sich und denken wohl gar schlecht von Einem — nur kein Fieber...!“

Aber dann hatte es sie doch gepackt, arg, furchtbar, fessellos. So lange hatte es inwendig gekehrt, mit ungläublicher Kraft hatte sie es bezwungen, nun ging es nicht länger, nun verlangte der abgearbeitete müde Körper sein Recht. Wilde Phantasien durchtobten das Hirn, Bitten, Klagen, Verwünschungen entströmten dem zuckenden Munde... Ein schwerer Fall, so sagten sie im Krankenhaus, ein hoffnungsloser. Niemand dürfte zu ihr, sie duldet kaum die Aerzte an ihrem Lager. — Der Kampf dauerte nicht mehr lange, bald war sie erlöst. Aufrichtige, warme Thränen wurden ihr nachgeweiht, Blumen und Kränze häuften sich an ihrem Lager auf.

„Es wird ein feines Begräbniß werden“, so sagten die Bekannten, „das arme Geschöpf hat ja sein Leben lang für die Sterbefasse gepart,“ — das hatte Hanne Schimmel auch überall erzählt und fragend hinzugefügt, für was sie denn wohl ihr Geld aufheben sollte. — Aber auch dies kam ganz anders, es fanden sich weder Sterbefassbuch, noch Geld, weder Stoffe waren in den alten Möbeln, noch Wäsche, alles dürftig, ärmlich, verdracht.

Und ebenso ärmlich war das Begräbniß; aber geweiht wurde viel, als der Begräber der Anstalt ihr warme, lobende Worte nachrief.

Sie mußte doch eine ganze Anzahl guter Freunde gehabt haben, die sich zur letzten Ehre verammelt hatten, namentlich war ein noch junges, in tiefe Trauer gekleidetes Mädchen gar nicht zu trösten.

Es erinnerte seltsam an die Verstorbenen, hatte dasselbe sahle Blondhaar, die gleichen wasserblauen, kleinen Au-

gen, aus denen unaufhörlich heiße Thränen strömten. Jetzt war es einen Korb voll bescheidener Frühlingsblumen in die tiefe Gruft und trat so nahe, daß ein Hineinstürzen zu befürchten war.

„Johanne,“ tröstete eine milde Frauenstimme, „fassen Sie sich doch, ihr ist ja wohl!“

Aber die Trauende rang unter heftigem Schluchzen die Hände, dann warf sie sich, als der Erdhügel sich über die Dahingegangene, freudennarme Näherin gewölbt hatte, in ungezähmten Jammer über das Grab, nicht achtend, daß die Todtengräber noch immer mit ihren Spaten die gelbe Erde schaufelten.

„Mutter, Mutter!“ schrie sie in wildem Schmerz, „warum bist Du von mir gegangen, o Mutter, Mutter! Du warst ja stets so gut zu mir, hast mir ja alles, alles geopfert; wo ich Dir vergelten kann, da gehst Du von mir... Mutter, Mutter, meine arme... un- vergessliche Mutter!“

Das war Deine beste Grabrede, arme Hanne, Du hörtest aber nicht mehr die Klagen, sahst nicht mehr den Jammer, Du warst jenseits allen Schmerzens... standest vor dem gerechten Richter. Ob er Dir Deine große Lüge nicht verzeihen wird?

Papa's Eierpeise.

Eierpeise mit viel Speck und noch mehr Schnittlauch ist die Lieblingspeise meines Papas; zu Tag und Nachtstunde ist er bereit sie zu vertilgen, und das Leben im Paradiese ist ihm ohne Eierpeise mit Schnittlauch schier undenkbar! Ich glaube, er hat meine Mama nur deshalb geheiratet, weil sie es verstand, dieses Leibericht so recht zu seinem Gusto herzustellen, er wurde Landwirth, um recht viel Hühner- und Schnittlauch züchten zu können, sowie er seinen Verwaltersposten aufgab und Bäcker wurde, als man ihm die Haltung von vielen Hühnern verbot.

Die Hälfte unseres Gartens ist mit Schnittlauch bepflanzt, im Winter stehen die Kisten mit Schnittlauchstücken an allen Fenstern der Wohnung und wenn dann das letzte Gälmdchen abgeschritten ist, dann kommen böse Tage! Papa wünscht sich dann in ein Land, wo ewig Schnittlauch grünt, und hundertmal im Tage seufzt er: „Ohne Eierpeise kein Leben!“

Alphons ist unser Volontär. Er ist der Sohn eines Oberförsters, hat seine Studien bereits vor zwei Jahren beendet und soll von Papa in den praktischen Betrieb eingeführt werden. Papa hat Alphons nie so recht aus vollem Herzen leiden mögen, und wenn Alphons' Vater nicht ein intimer Freund Papas wäre, so hätte der liebe Mensch wenig Stiefel bei uns zerrissen, denn bald nach seiner Ankunft äußerte er sich einmal etwas geringschäßig über die Eierpeise.

Aber mit der Zeit erkennt man den wahren Werth des Menschen. Alphons hat das beste Herz, er ist fleißig und treu, ein schöner Mensch und, was die Hauptsache ist, er hat mich furchtbar lieb.

Im vorigen Winter waren wir, bald nach Neujahr, auf Besuch in der Oberförsterei bei Alphons' Vater. Nina, meine zukünftige Schwägerin (Gott, wie freue ich mich, bis ich nicht werde „zukünftige“ sagen müssen) führte mich auf ihr Zimmerchen und da sah ich auf dem Fensterbrett einen Korb voll der schönsten, blühenden Hyacinthen. Ich war entzückt! Alle Hüte, Kleider, Bänder, selbst der neue Spigenshawl Ninas hatten kein Interesse mehr für mich, meine ganze Seele war in dem Hyacinthenkorb. Nina erzählte mir, sie hätte die Blumen von ihrem Vetter, dem Hofbereiter Krachenstein, bekommen und damals waren dieselben kaum etwas angetrieben, zu der Blüthe hat Nina selbst sie erzogen. Glückliche, beweienswerthe Erzogen! Von ihrem Herzallerliebsten die prachtvollen Blumen, die sie selbst pflegen konnte, um an den Geber hübschlich zu denken! Kein Zwist zwischen der Wahl des Herzens und einem thranischen Papa wegen einer Eierpeise! Bei mir stand am Fenster eine unformliche Kiste mit tablgelochtem Schnittlauch, welchen Doris, unsere dicke Köchin, täglich mit lauem Wasser sprengte, um noch einige schwache Triebe künstlich hervorzuzaubern. Glückliche Nina!

Wir wurden zum Speifen gerufen und ganz unmuthig, des blaffen Reibes überwall, setzte ich mich an den Tisch. Die Speisen wurden aufgetragen, für Papa eine Ertragschüssel, Eierpeise mit geröstetem Speck und viel, sehr viel Schnittlauch. Unwillkürlich traten mir Thränen in die Augen, ich dachte an die schönen Hyacinthen! Alphons, mein Nachbar an der linken Seite, fragte nach dem Grunde des Leides und Nina, die mir gegenüber saß, erzählte mir die Geschichte des Schnittlauches mit Schadenfreude und Spott, was sie wußte. Mein Gott! wie die Mädchen,

besonders Freundinnen, gar so boshaft sein können, in dieser Beziehung sind sie alle gleich, mich natürlich ausgenommen. Alphons lachte aber nicht! Er seufzte und in diesem Augenblicke flog ihm mein ganzes Herz zu. Er begriff, er verstand mich und meine Seelenpein! Gott wie verwildert, ja wie roh kam mir mein eigener Vater dagegen vor, welcher gerade in demselben Augenblicke sagte: „In einem geordneten Haushalte darf der frische Schnittlauch das ganze Jahr nicht ausgehen!“

Alphons wollte widersprechen, der Papa warf aber einen solch verächtlichen, wüthenden Blick herüber, daß ich ihn ansah, doch zu schweigen, und nicht die Feindschaft bis auf's Messer zu treiben. Jetzt, im letzten Herbst, waren Oberförsters wieder einmal bei uns auf Besuch. Nina war mit ihrem Vetter schon verlobt und derselbe kam mit, auch ein netter Kerl, aber mit Alphons nicht zu vergleichen! Wie wir im Garten promenirten, zeigte ich ihnen ein Rosenbeet, welches Alphons für mich angelegt hatte. Volle zweihundert Rosen hatte der liebe Mensch mit eigener Hand im Walde ausgerissen, auf das Beet gepflanzt und selbst bereubt, freilich sind manche Stöcke nicht angewachsen und keine Veredelung gelungen, doch er sagte, daß er im nächsten Frühling alles richten werde, und sicher würde es durchzuführen, wenn er auch zwanzig Jahre daran arbeiten müßte!

„Herr! Dann bist Du ja aber schon eine alter Jungfer!“ sagte Nina. (Nun, habe ich nicht Recht, wenn ich die Mädchen boshaft nenne.) Ich sah den Borden so von der Seite an, wie es der Papa thut, wenn ihm der Schäfer melde, daß ein Hammel crepirt ist, und Nina's Bräutigam verstand sofort, er begriff die Tathlosigkeit seiner Braut. „Nun, Alphons hat Ihnen ja Feuer auch einen Hyacinthenkorb zusammengeestellt; bevor noch die Rosen kommen, werden Sie die Hyacinthen haben.“ Ich fühlte es ordentlich, daß ich roth wurde bis über die Ohren, denn ich wußte von nichts und die Beiden glaubten, daß ich leugnen wollte. Ober hat Alphons für eine Andere die Blumen gerichtet? fiel mir ein. Aber für wen? Die rothhaarige, sommerprossige Lehrerin Alma ist ja alt und die dumme Henz-Flora wird er doch nicht heirathen wollen. Aber da kam Alphons selbst und sofort wurde er von Nina zur Rede gestellt, und verlegen erstand er, daß die Hyacinthentollen erst angetrieben werden müssen, zu welchem Zwecke er den Korb unter sein Bett gesteckt hätte.

Mein einziges Trachten war nun, die Schnittlauchkiste von meinem Zimmer wegzubekommen. Dieses konnte nur in der Weise geschehen, daß ich den verhassten Schnittlauch vernichtete. Zu dem Zwecke sammelte ich alle Cigarettasche und bestreute täglich mit diesem scharfen Zeug die verhasste Plantage. Das nichtswürdige Zeug gebieh, mir zum Trost, desto besser und unferne Doris war infam genug, meinem Papa zu erzählen, daß mein Zimmerfenster für die Schnittlauchkultur am besten geeignet sei. Der Papa kam, um sich zu überzeugen, natürlich bemerkte er sofort die Asche und dankte mir für meine Sorgfalt.

Das war zu viel! Leid und Jörn und ein furchtbares Weh bemächtigte sich meiner, so daß ich dem Papa den wirklichen Sachverhalt sagte und ihm schließlich noch vorhielt, wie er mit seiner Schnittlauchkultur meine Jugend vergiftete! Papa sah mich betroffen an und ging, ohne ein Wort zu sprechen, fort. Am anderen Tage kam Doris und nahm die abschließliche Kiste weg. Dann kam Alphons und brachte mir den schönen, mit Moos gefüllten Korb, aus welchem die Hyacinthen eben die grünen Köpfechen herausstreckten.

Von unendlichen Guldgefühlsgedog ich die zarten Knospen mit meinen Freuden- und Liebesblüthen oder auch lauem Wasser (nach Doris' Schnittlauchmuster) und meine Hyacinthen wuchsen immer mehr in die Höhe; von Knospen und Blüthen war aber keine Spur, was mir natürlich einen ungeheuren Kummer machte.

Da bekamen wir Besuch, ein Freund Papas, der alte Obergärtner von Affenthal. Zu diesem alten Herrn, der, nebenbei gesagt, mein Taufpathe war und den ich Ontel nannte, hatte ich schon seit meiner Kindheit ein ganz besonderes Vertrauen und deshalb zögerte ich nicht, ihn um Rath zu bitten, was ich mit den eigenwilligen Zwiebeln anstellen sollte, damit sie blühen.

Sofort ging der alte Ontel mit mir in mein Zimmer und besichtigte die störrischen Blumenzwiebeln. Er guckte bald auf den Korb, bald auf die Blätter, bald auf mich, sagte nichts und lächelte dabei auffallend. Dann fragte er Verschiedenes und Vieles, und so kam es, daß ich ihm die Geschichte des Hyacinthenkorbes und meiner Liebe gestand.

Der Ontel sagte nichts, als wir aber hinunter kamen, fragte er ironisch den guten Alphons, woher er die seltenen („raten“ sagte er) Blumenzwiebeln be-

zogen hätte. Alphons kam in eine furchtbare Verlegenheit, schließlich gestand er, daß nicht er, sondern sein zukünftiger Schwager das ganze Arrangement getroffen hätte. Alphons versetzte von Gartenkünsten zu wenig, um Detartiges selbst zu schaffen.

Nun stelle man sich aber vor, was der Verlobte Nina's gethan hatte! Hier bewährt sich der Spruch: „Gleich und Gleich gesellt sich gern!“ Statt Hyacinthenzwiebeln, die er sich von Alphons doch bezahlen ließ, hatte er ganz ordinäre Küchenzwiebel, ich glaube Zitauer, eingeseht!

Und ich pflegte diese Zwiebeln mit der ganzen Sorgfalt meiner ersten Liebe, tausendmal küßte ich die grünen Triebe, deren jeder einzelne einen Namen hatte. Einen solchen Trieb, der vorzeitig abwelkte, trug ich in einem Talismanfächchen an meinem Herzen, knapp unter dem Schnürleibchen!

Ein unennbares Weh bemächtigte sich meiner, kein Trost vermochte meinen Schmerz zu mildern und auch Alphons war furchtbar niedergeschlagen, er schloß sich in sein Zimmer ein und dachte sicher an Selbstmord oder Duell.

Natürlich erfuhr Papa sofort die Nichtswürdigkeit, aber er lachte dazu. Die Väter sind doch manchmal ganz und gar gefühllos. „Na Miberl“, sagte er: „also der Schnittlauch für den Vater war Dir zu schlecht, daß lieber Zitauer Ananas kultivirt! Macht nichts, sage der Doris, sie soll die Zwiebeln abschneiden und mir damit eine Eierpeise machen!“

Und so geschah es auch. Der Liebestorb wurde geplündert und der Papa hatte Erfolg für den ihm seit einigen Tagen mangelnden Schnittlauch! Mit besonderer Andacht machte er sich an die mächtige Schüssel voll Eierpeise und lud auch Alphons ein, mitzuhalten, was der Wehmuthsvolle in seinem Schmerz auch annahm.

Und nun kam das Glück auf so viel Leid! Die Eierpeise war gleichsam die Friedensspeise bei den zwei Männern. Auf dieser dankwürdigen Eierpeise beruht mein Glück! Mein Papa wurde weich gestimmt wie die Eierpeise; die Mittheilung Alphons', daß er von einer Tante eine große Erbschaft gemacht, war der seltige Speck, der uns eine Hoffnung gleich dem Zwiebelschläuchen und dem Schnittlauch ergrienen ließ! Papa — o guter, herzergliebter, einziger Papa! — Papa sagte Ja und Amen! Nächsten Sonntag feiern wir unsere Verlobung; die ganze Menschheit — natürlich nur die bekannte und angefreundete — ist geladen, und bei der Gelegenheit werde ich sogar Nina's verlotterten Hofbereiter umgarne! Herrgott, wird sich die Nina ärgern, aber Recht geschieht ihr, warum ist sie so boshaf!

Vom Sultansreich und Sultanshof.

Konstantinopel, im Juli.

Die Unruhen in Armenien, Mazedonien, Syrien und Aetia behindern naturgemäß die Ausführung der von der Pforte im vorigen Jahre angeknüpften Reformen. Inzwischen giebt sie sich scheinbar alle Mühe, wenigstens durch Einfügung von Kommissionen überall einen Anfang zu machen. Tagtäglich eine neue Kommission, um juristische oder administrative Untersuchungen und Verordnungen zu veranlassen. Die nach Rumelien gesandte Kommission hat am kürzlichsten gearbeitet und lange Berichte eingeschickt, welche zur Absetzung manches hohen Beamten geführt haben, wenn es auch zu bezweifeln ist, ob damit gleichzeitig die Abstellung der von diesen hohen Beamten geübten Mißbräuche erreicht wird.

Dieser Tage sind abermals drei neue Zivilinspektoren für Rumelien ernannt worden. Sie erhielten die Ordre, sofort abzureisen, sind aber doch nicht fort, da sie kein Reisegeld haben. Endlich meldet heute eine offizielle Mittheilung, daß sie spätestens übermorgen die Reisepfeifen erhalten werden.“ Wie groß muß die finanzielle Kalamität sein, wenn öffentlich eingekündigt wird, daß die Regierung die paar Pfunde Reisepfeifen erst abwarten muß, ehe sie ihre neuen Kommissäre absenden kann...“

Die finanzielle Kalamität ist aber ungläublich angewachsen. Seit einem halben Jahre und mehr stehen Gehälter aus. Die Gouverneure schiden die Ausgaben nicht ein, und die Regierung hat nirgend mehr Kredit. Was man zusammenstammen kann, geht auf für die Kämpfe zur Niederwerfung der Aufständigen... Seit einem Monat wird jeden zweiten Tag in den Zeitungen angekündigt: „In der nächsten Woche wird das Finanzministerium mit der Auszahlung eines Monatsgehalts an die Staatsbeamten der Hauptstadt beginnen“... Bis heute ist das noch nicht geschehen. Und da die Sarraf's selbst gegen fünfzig Prozent die Bonds der Beamten nicht mehr einzulösen, ist die Misere über alle Maßen. Die in türkischen Diensten stehenden Ausländer

tragen sich bereits alle mit der Absicht, ihre Demission zu geben.

Und dabei wachsen auch die politischen Sorgen immer mehr. In Saloniki hat man jüngst einige Leute abgefangen, welche Revolven, Kartätschen und eine Menge Salpeter eingeschmuggelt hatten. Es ist naturgemäß, daß die politische und finanzielle Schwäche der Regierung überall Gellüste erweckt, sie auszubenten. Namentlich der blutige Aufstand in Aetia wäre geeignet, auch in Armenien und Mazedonien eine neue Revolution zu entfachen, wenn die Mächte durch ihre entschiedene Stellungnahme gegen Aetia nicht den Willen betunden hätten, zu weitreichenden Ambitionen niederzuhalten. So denken die Armenier aber noch zu sehr an ihre von den Mächten im vorigen Jahr perhorrescirte Situation, an die Erfolglosigkeit ihrer Kämpfe in Erzerum, Van, Bitlis und Zeitun und wagen nicht ein neues Beginnen, ehe nicht Andere siegreich vonangegangen sind.

Der Entschiedenheit der Mächte ist's demnach zu danken, daß der Brand lokalisiert ist. Richtiger noch: dem Willen Russlands, das hier heute die erste Geige spielt, und dessen Weg für die türkische Regierung der Weg des Heils scheint. Die Unterthänigkeit Russlands ist es, welche noch des Sultans Muth belebt, der sonst wohl Grund hätte, verzagt zu sein. Manche haben daher leicht kombiniert, daß die triste Situation ihren Schatten bis zum Sultan geworfen, seinen Blick getrübt und sein Herz verdunkelt hätte. Inbesseren ist dies unrichtig. Personen, die den Sultan in den letzten Tagen gesehen und gesprochen, finden seinen Zustand unverändert. Er ist voller Hoffnung und Sicherheit, daß die Bewältigung aller Schwierigkeiten gelingen würde. Die geheimnißvoll im Flüsteren herumgeprochenen Mittheilungen, daß der Sultan melancholisch — nach Einigen sogar rüdenmarktlid — sei, können auf's Entschiedenste in Abrede gestellt werden. Eine Person, die den Sultan seit vier Jahren häufig zu sehen Gelegenheit hatte, erklärte mir die Konstitution des Sultans als äußerst kräftig. Es sei wohl möglich, fügte diese Person hinzu, daß die Ereignisse der letzten Zeit eine gewisse Verstimmung erzeugten, aber diese war dann stets vorübergehend und übte keinen dauernden Einfluß. Das Gerücht vom Rückenmarksliden erklärte mein Gewährsmann als ein ithörigtes Gerede. Die Zeichen eines solchen Leidens fehlen vollständig. Beim Selamit hat man Gelegenheit, zu sehen, wie leicht, schnell und aufrecht der Sultan die Treppe zur Moschee auf und ab steigt. Was endlich die angebliche Melancholie beträfe, die sich in strenger Abgeschlossenheit äußern soll, so ist dieses Gerücht am besten entkräftigt durch die Thatfache, daß der Sultan gerade in jüngster Zeit häufiger fremde Gäste um sich gesehen hat als je zuvor. Der Sultan ist nach wie vor unermüdet arbeitend, er braucht bloß wenige Stunden für Ruhe, Schlaf und Speise.

Die Erholung nach des Regierens Mühen bietet ihm neben seinen Beschäftigungen mit Handwerksarbeiten die Musik. Der Sultan ist selbst ein vorzüglicher Komponist und hat eine eigene Kapelle im Hause. Außerdem läßt er von Zeit zu Zeit auswärtige Künstler zu sich kommen. So waren jüngst einige spanische Musiker eingeladen, ein Concert vor dem Sultan zu geben. Der Herrscher war während desselben äußerst aufgeräumt und heiter.

Die einzige Stütze, welche der Sultan bei seinen Arbeiten, die er selbst zu erledigen pflegt, gebraucht, ist immer noch der Sönning Zzzet Bey. Jeder Beamte, der Sonntag im Sultan in die Nähe kommen muß, hat täglich diesen Vorwurf zu hören: „Ein solcher Mann wie Zzzet Bey hat jahrelang unbeachtet in meinem Reiche gelebt. Einen solchen Mann habe ich immer gebraucht, und Niemand von Euch hat mir gesagt, daß er so nahe ist...“ Vor Kurzem hat der Sultan seinem Günstling ein Geschenk von 9000 Pfund gemacht, damit er sich in Nischantoch, in nächster Nähe von Yildiz Kiosk, ein Haus laufe. Nach einiger Zeit fragte der Sultan, ob er sich das Haus bereits gekauft hätte. „Nein“, sagte Zzzet Bey. „Aber was hast Du mit dem Geld gethan?“ fragte der Sultan. „Ich habe Schulden bezahlt,“ entgegnete Zzzet Bey, „die Gläubiger haben mich bitterlich bedrängt, und ich bin glücklich, daß ich sie abschütteln getonnt...“ Der Sultan schweig eine Weile und sagte dann mit einem leisen Seufzer: „Du hast recht gethan, Schulden sind das größte Uebel in der Welt...“ Und der Sultan läßt dem Zzzet Bey jetzt auf Kosten der Civilliste das Haus bauen.

Zzzet Bey, der Günstling, der sich nun bald ein Jahr in seiner unerhörten gewaltigen Stellung behauptet — behauptet, trotzdem er im ganzen weiten Reiche keinen Freund zählt — Zzzet Bey ist unstreitig eine der interessantesten Figuren der Gegenwart. Nirgend in der Welt mag es einen Mann geben,